

Patrick Brosi, geboren 1987, ist in Backnang bei Stuttgart aufgewachsen. In Tübingen begann er 2007 ein Studium der Informatik und Geschichte. Seit 2011 studiert er Informatik in Freiburg.

PATRICK BROSI

Schnarrenberg

KRIMINALROMAN

Dieses Buch ist ein Roman. Handlungen und Personen sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen sind nicht gewollt und rein zufällig.

emons:

*Die Mauern stehn
Sprachlos und kalt, im Winde
Klirren die Fahnen.*

Friedrich Hölderlin, aus: »Hälfte des Lebens«

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



© Hermann-Josef Emons Verlag

Alle Rechte vorbehalten

Umschlagmotiv: photocase.de / birdy's

Umschlaggestaltung: Tobias Doetsch

Satz: César Satz & Grafik GmbH, Köln

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany 2013

ISBN 978-3-95451-060-3

Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie
regelmäßig über Neues von emons:
Kostenlos bestellen unter
www.emons-verlag.de

Hier draußen war nichts mehr zu hören. Der Himmel hatte sich geöffnet, und der Vollmond ließ den am Vortag gefallenen Schnee glitzern. Er war noch nicht tief.

Sie rannte über das Feld. Jeder Atemzug war wie ein Messerstich in ihrer Brust. Es war bitterkalt, fünfzehn Grad unter null, und sie war schon jetzt am Rande ihrer Kräfte. Sie stolperte über eine gefrorene Ackerfurche, fing sich gerade noch mit den Händen und wagte einen Blick zurück.

Er besaß eine Waffe, natürlich, das hatte sie gewusst, aber sie hätte niemals gedacht, dass er von ihr Gebrauch machen würde. Er war in Schwarz gekleidet. Seine Silhouette hob sich scharf von der Schneedecke ab. Er ging mit weit ausgreifenden, entschlossenen Schritten. Zwischen ihnen waren vielleicht noch hundert Meter. Die Pistole blitzte im Mondlicht. Sie schrie, doch ihr Schrei wurde dumpf vom Schnee geschluckt. Es gibt nichts Einsameres als einen Schrei in einer Winternacht. Niemand würde sie hier hören.

Am Ende des Feldes begann der Wald. Die Äste waren vereist und ragten wie skelettierte Finger über den Wanderweg. Sie wurde langsamer. Sein Schritt war regelmäßig, das Knarzen des Schnees ein unwirklicher, näher kommender Rhythmus. Sein Atem war nicht zu hören.

Sie kannte diesen Weg. Sie wusste, wo sie sich befand. Es war lächerlich, dass sie aus diesem Wissen noch Stärke ziehen konnte, sie ahnte das selbst. Sie spürte, was sein Plan war, warum er nicht schoss, warum er nichts sagte. Der Wetterbericht der nächsten Wochen kam ihr in den Sinn. Sie rannte schneller. Es gelang ihr, den Abstand zu vergrößern, seine Schritte hinter ihr wurden leiser. Der Wald war tiefschwarz, ein Naturschutzgebiet, im Umkreis von zwei Kilometern befanden sich nur sie und er und eine unbedarfte Fauna. Der Wald öffnete sich auf eine weiße Fläche, im Sommer eine Liegewiese, und dahinter die grau schimmernde Fläche des gefrorenen Baggersees.

Während sie noch auf das Eis starrte, setzte er zum Lauf an.

Wieder wollte sie schreien, doch es gelang ihr nicht. Der Ton gefror in ihrem Hals und machte das Atmen noch schwerer. Sie aktivierte ihre allerletzten Kräfte, flog beinahe über den Schnee. Die Sportstunde in der dritten Klasse kam ihr in den Sinn, der Fünfzig-Meter-Lauf, bei dem sie alle anderen überholt hatte und weit vor dem Zweitplatzierten im Ziel gewesen war. Sie lächelte. Mit einem weiten Satz sprang sie über die Uferböschung. Auf dem Eis war das Laufen einfacher als auf der schneebedeckten Wiese. Sie rannte. Sie hörte die anspornenden Rufe ihrer Lehrerin, sie spürte die Blicke der Klassenkameraden, die am Rande der Bahn standen und ihren Triumph ehrfurchtsvoll verfolgten.

Jeden Moment würden ihre Beine nachgeben, sechs Kilo hatte sie zugenommen im vergangenen Jahr. Sie ignorierte den Schmerz und rannte schneller. Ein leichter Wind kam auf, er kroch eiskalt in ihren Kragen. Ihren violetten Schal hatte sie längst verloren.

In der Mitte des Sees blieb sie stehen.

Am Ufer erkannte sie seine schwarze Silhouette. Die Pistole hielt er in der rechten Hand, sein Arm hing entspannt nach unten. Natürlich war die Waffe nicht geladen.

Unter ihr knackte das Eis. Augenblicke später stand sie in einer Pfütze. Zwischen ihren Füßen bildete sich ein Riss.

Sie schrie, und diesmal drang es als der Schrei einer Sterbenden bis ins Nachbardorf. Dann brach sie ein.

Die schwarze Gestalt am Ufer beobachtete noch einige Minuten den Überlebenskampf. Sie fand keinen Halt. Wann immer sie versuchte, sich am Eis aus dem Wasser zu ziehen, brach eine Scholle ab. Sie schnitt sich an den scharfen Kanten, ihr Blut dampfte auf dem Eis. Bald konnte sie sich nicht mehr über Wasser halten, schließlich war es still. Die Wellen glätteten sich, die Schollen ächzten nicht mehr. Die schwarze Gestalt entfernte sich.

Am nächsten Tag zeigten Spaziergänger auf das Loch im Eis, in dem wohl ein Tier eingebrochen sein musste. Binnen vierundzwanzig Stunden war die Eisdecke wieder geschlossen. Dann schneite es drei Tage lang.

2

Der Anruf kam um zehn. Sebastian Möllner tippte gerade den Bericht des Vorabends, eine harmlose Sache. Ein Sechzehnjähriger aus der Südstadt befand sich im Dauerstreit mit einer Schulclique. Regelmäßig gaben sie ihm durch Botschaften zu verstehen, dass sie noch nicht fertig mit ihm waren. Die Mitteilungen wurden wahlweise in sein Mofa oder in das Display seines Smartphones gekratzt. Sebastian hatte mit der Gruppe gesprochen, die alles abstritt, aber durch ihr Verhalten zu verstehen gegeben hatte, dass sie durchaus stolz auf ihre Taten waren. Es waren gutbürgerliche Mittelstandsprösslinge, die Sebastian in der Gruppe mit dem krassesten Kiezdeutsch zutexteten – im Einzelgespräch aber so breites Schwäbisch sprachen, dass Sebastian Mühe hatte, ihnen zu folgen. Er hoffte, dass er sie diesmal endlich wegen Sachbeschädigung drankriegte.

Sebastian überflog den Bericht und kürzte einige Stellen. Diese »Fälle« waren trivial und lächerlich. Eine ernsthafte Beleidigung für seinen Intellekt. Aber das vergangene Jahr war voll davon gewesen, Familienstreit folgte Jugendbandenstreit folgte Diebstählen, die niemals gelöst werden würden und nur aus Trotz zur Anzeige gebracht wurden. Sebastian massierte sich die Nasenwurzel. Er fühlte die beginnende Depression wie einen abklingenden Kater. Sein Leben lang hatten die Aufgaben, die man ihm übertragen hatte, nie seinen Ansprüchen an sich selbst entsprochen, weder in der Schule noch im Studium noch während der Ausbildung. Und mit jeder Beförderung wurde es schlimmer. Er war erst vierunddreißig, und nun würde er bis zur Pension diesen dämlichen Fällen nachgehen oder in einer Kurzschlussreaktion den Dienst quittieren. Er fürchtete sich vor beidem. Er hatte die Position als Kommissar vor nicht ganz vierzehn Monaten angenommen, nachdem er unerwartet an die Spitze der Beförderungshierarchie geklettert war.

Nacheinander waren in dem Urwald von Ranghöheren und beflissenen Arschkriechern die Bäume wie Streichhölzer

umgeknickt. Andreas Wagner hatte auf einem Empfang des Innenministers die achtzehnjährige Tochter des Polizeipräsidenten ein wenig zu intensiv mit Bowle versorgt, Mathias Borsig war strafversetzt worden, niemand wusste, weshalb. Fred Maurer war nach einem irgendwie bekannt gewordenen Abmahnungsprozess, bei dem ihm das Herunterladen und Verbreiten von vier Dutzend schwedischer Pornos nachgewiesen werden konnte, als Vorgesetzter nicht mehr tragbar gewesen. Es gab einen Todesfall, mehrere Versetzungen und eine beträchtliche Fluktuation zu privaten Sicherheitsfirmen.

Als schließlich die jährlichen Pensionierungen weitere Stellen freigegeben hatten, stand Sebastian alleine auf weiter Flur. Vor Hedwig Bausch-Mahnfeld, der Leiterin der Innenstadtpolizei, hatte ein selbst ernannter Beraterstab argumentiert, dass Sebastian Möllner das Studium zum Polizei-Verwaltungswirt mühelos absolviert hatte, in Rekordzeit, während des aktiven Dienstes. Sozusagen auf dem zweiten Bildungsweg. Denn etwas abschätzig hatte man sich daran erinnert, dass irgendwo in Sebastians Lebenslauf ein abgebrochenes Universitätsstudium erwähnt wurde. Man schloss daraus, dass er zumindest auf dem Papier auch intellektuell für eine Beförderung in Frage käme, und überhaupt – diesem arroganten Akademiker wollte man schon zeigen, dass die Realität des Polizei-alltags, mit Verlaub, nicht nur aus dem Schreiben von eloquenten Berichten, Führerscheinkontrollen und Ladendiebstählen bestand, sondern eben durchaus auch aus Erpressung, Mord, Vergewaltigung und zerteilten Selbstmördern auf der Neckarbahn.

Man hatte Sebastian beim Weihnachtsessen zwischen zäher Gans und Dr.-Oetker-Pudding über die Beförderung informiert. Bausch-Mahnfelds beglückwünschender Handschlag hatte sich aufgrund ihrer Neurodermitis wie das Streicheln eines gefährlichen Reptils angefühlt. Nur der Rotwein war gut gewesen.

Kurz nach Mitternacht hatte Bausch-Mahnfeld Sebastian in ihr Büro gebeten, er war ihr wie ein Dackel durch die leer geräumten Tische des Buffets gefolgt, vorbei an weißen Tischtüchern voller Soßenflecken. Als Bausch-Mahnfeld sich im Stockwerk irrte, bemerkte Sebastian, dass auch sie schon ziemlich betrunken war. In ihrem Büro fiel sie ächzend in den Schreibtischstuhl und

verkündete mit gönnerhafter Geste: »Sie taugen als Einziger von dem ganzen Haufen etwas.«

»So?«, hatte Sebastian entgegnet und idiotisch gelächelt.

»Als Einziger. Setzen Sie sich.«

Er nahm in einem der beiden schwarzen Ledersessel Platz. Unvorsichtigerweise legte Sebastian seine Hand auf die Schreibtischunterlage.

»Als Einziger«, seufzte Bausch-Mahnfeld, ließ den Blick zur Decke und wieder zurück auf Sebastian schweifen, schob ihren Arm etwas nach vorne und legte die Spitzen von Zeige- und Mittelfinger auf Sebastians Handrücken. Er wich nicht zurück.

So hatten sie einige Minuten schweigend verbracht, Hand in Hand über einer Karte des Tübinger Stadtgebietes im Jahre 1985. Dann hatte Bausch-Mahnfeld, etwas über Verabschiedungen murmelnd, den Raum verlassen. Nie wieder hatten sie davon gesprochen. Sebastian war es am nächsten Morgen wie ein vernebelter Traum erschienen. Jedenfalls kommunizierte Bausch-Mahnfeld seit dem Vorfall meist nur noch durch zwischengeschaltete Kollegen mit ihm.

Weil er der einzige Beamte war, der sich zurzeit in dem Polizeiposten der Innenstadt auf Bereitschaft befand, übergab ihm Anna die Meldung aus dem Wohnheimviertel.

»Arschkalt draußen«, sagte sie. »Viel Spaß.«

»Danke.« Sebastian fühlte sich sogar zur Ironie zu müde. Anna lächelte aufmunternd. »Was wurde da geklaut?«, fragte er.

»Ein Laptop oder Handy, ich habe es nicht genau verstanden. Ein paar Kinder haben es gesehen. Die hatten Schulschwimmen. Sieht so aus, als ob du rausmusst, Sebastian.« Anna war fast zwanzig Jahre älter als er, sie hatten sich schon vor Sebastians Beförderung gekannt. Vermutlich war sie unter den Fürsprechern für seine Beförderung gewesen, doch direkt gefragt hatte er nie. Nach einer expliziten Bestätigung wäre er sozusagen offiziell in ihrer Schuld gestanden, und das wäre Anna unangenehm gewesen. Auf Lob und Dank reagierte sie wahlweise mit hochrotem Kopf oder fast gereizt.

Sebastian seufzte. »Bin in 'ner Stunde zurück.« Er zog sich dieselbe abgetragene Jacke an, mit der er zehn Jahre zuvor sein Studium begonnen hatte, die Jacke, in der er Nadja kennengelernt

und in der er sie zwei Jahre später aus einer Abtreibungsklinik in Düsseldorf begleitet hatte, das ungeborene Kind noch immer in ihrem Unterleib. Sebastians Blick streifte sein Spiegelbild. Die Erkenntnis, alt zu sein, alt im Sinne des 21. Jahrhunderts, hatte sich an seinem dreißigsten Geburtstag wie ein Schleier über seine Wahrnehmung gelegt.

Die Universitätsstadt saß in tiefen Schnee gehüllt auf dem Bergsattel. Sebastian stapfte mit weiten Schritten durch die Fußgängerzonen der Altstadt, hinunter zum Parkplatz der Dienstfahrzeuge. Die frische Luft tat ihm gut. Es war Anfang Dezember und ungewöhnlich kalt. Der Neckar war bereits an einigen Stellen zugefroren. Auf den Eisschollen ließen sich Enten treiben, die ihren Schnabel tief im Federkleid verborgen hatten.

Auf den Straßen kam er nur langsam voran. Das Hallenbad befand sich in Waldhäuser-Ost, dem WHO, weit außerhalb der Kernstadt. Ein Bus versuchte, eine am Hang gelegene Haltestelle zu verlassen. Die Räder drehten durch, der Bus schnaubte und wankte. Sebastian seufzte und spielte mit dem Schalthebel herum. Er brauchte für die knapp drei Kilometer fast zwanzig Minuten.

Hier oben befanden sich die vor vierzig Jahren errichteten Studentenwohnheime, dreißig Stockwerke, Einheitsputz. Alle paar Jahre entzog sich ein überforderter Student durch einen Sprung aus dem Fenster der drohenden Exmatrikulation. Das Panorama von dort oben musste atemberaubend sein. Selbst von hier unten, vom Parkplatz des Hallenbades aus, konnte man am Horizont schon die schneebedeckte Burg Hohenzollern auf dem Albtrauf erkennen. Sie wirkte wie ein filigranes Modell. Zu Sebastians Füßen lag die Altstadt von Tübingen im Zuckerguss, eingezwängt zwischen Schlossberg und Österberg.

Die konservierte Lieblichkeit der Stadt ging einem früher oder später auf die Nerven, man konnte darüber den Verstand verlieren. Sie passte nicht zum Leben des 21. Jahrhunderts. Spätestens nach dem ersten Mord wünschten sich die meisten Kollegen eine von tristen Plattenbauten dominierte Stadt aus Beton und Glas, die mehr im Einklang mit der abstrakten Lebenswelt der Gegenwart stand als schiefe Fachwerkgiebel und enge Gässchen. Sebastian ging es nicht anders.

»Morgen«, murmelte er, nachdem er das Hallenbad betreten hatte. »Kommissar Möllner. Sie hatten einen Diebstahl gemeldet.«

Die Dame hinter der Kasse beeilte sich, den Bademeister zu holen. Sebastian blickte durch eine breite Glasfront. Architektur der siebziger Jahre, Grau- und Grüntöne, trist, regelmäßig, austauschbar. Die Glasfronten verkalkt. Er seufzte.

Für einen Bademeister war die Gestalt, die sich aus einer der Kabinen schob, überraschend fett. Sebastian fragte sich instinktiv, wie dieser Mann es regelmäßig schaffte, die Wasserrettungsprüfung zu bestehen. Aber trotz seines massiven Übergewichtes waren die Bewegungen des Bademeisters forsch und flink, sie ließen eine erhebliche vibrierende Muskelmasse unter den Fettschichten vermuten.

Er sprach breites Schwäbisch. »Die Kinder haben es gesehen.«

»Was gesehen?«, fragte Sebastian, der sich gar nicht die Mühe machte, etwas zu notieren.

»Na, den Diebstahl.«

»Kann ich mit den Kindern mal reden?«

Der Bademeister machte einer jungen Frau, die abseits am Becken stand, ein Zeichen. Sie piff eine Gruppe Kinder aus dem Becken, die sich respektvoll dem »Mann von der Polizei« näherten. Sebastian schätzte sie auf sieben Jahre. Sie hielten zitternd die Arme vor der Brust gekreuzt.

»Also, was habt ihr denn gesehen?«

»Da kam ein Mann«, sagte ein Mädchen.

»Ein Junge!«

»Nein, das war ein Mann.«

»Woher willst du das wissen?«

»Weil er schon einen Bart hatte. Und außerdem hatte er eine Badehose an, wie sie nur Erwachsene anhaben.« Gelächter folgte. Der Bademeister brumpfte belustigt.

»Und was hat der Mann gemacht?«, fragte Sebastian.

»Das Fach mit den Wertsachen aufgebrochen.«

»Wo?«

»Dahinten«, riefen alle im Chor und zeigten mit sieben kleinen Zeigefingern in Richtung Umkleide.

»Haben Sie das gesehen?«, fragte Sebastian eine junge Lehrerin,

die in diesem Moment zu ihnen trat. Sie war schlank, ihr gelocktes Haar noch trocken. Sie war einen Kopf kleiner als Sebastian. Über dem Bikini trug sie nur ein weißes T-Shirt. Zum abgeklärten Ignorieren war der V-Ausschnitt etwas zu tief. Sebastian zwang sich, ihr in die Augen zu sehen. Die Schüchternheit, die ihn regelmäßig gegenüber unbekanntem Frauen befahl, hatte er sich nie ganz abtrainieren können.

»Nein«, sagte sie. »Die Kinder haben es mir erzählt. Sie waren hinten in der Gruppenumkleide. Da gibt es einen Spalt zwischen den Türen. Die Kinder verstecken sich immer drin und beobachten andere Badegäste. Er hat das Wertsachenfach aufgebrochen, und die Kinder haben ihn dabei beobachtet.«

»Und dann sind sie zu Ihnen gekommen?« Sebastian schätzte die Lehrerin auf Ende zwanzig. »Sebastian Möllner, übrigens.«

»Das ist die Maja«, sagte ein Mädchen.

»Für euch immer noch Frau Wehrle«, sagte sie fröhlich. Ernster: »Genau.«

»Und die – Person war danach verschwunden?«

»Wie vom Erdboden verschluckt«, sagte der Bademeister.

»Haben Sie Videoüberwachung an den Wertsachenschränken?«

Der Bademeister antwortete nicht sofort. Er kratzte sich die Glatze und schien angestrengt seine geplante Antwort auf die offizielle Linie der Stadtwerke einzustimmen. Dann meinte er: »Ha, nein, es steht zwar dran, aber auch nur, um Diebe abzuschrecken, verstehen Sie.«

»Also keine Überwachung.«

»Das dürfen wir auch gar nicht. Datenschutz! Oder so.« Er sprach es »Daadaschudds« aus.

»Ich nehme das zu Protokoll«, sagte Sebastian, rührte sich jedoch nicht. Er fing einen vielsagenden Blick von Maja Wehrle auf, dann sagte er schnell: »Gedanklich, meine ich.«

Sie lächelte.

»Wem gehörte denn das Schließfach?«, fragte Sebastian. »Was war denn drin?«

»Ein Schlüsselbund«, sagte der Bademeister.

»Woher wissen Sie das?«

»Der liegt ja noch drin.«

»Wie bitte?«

»Da, schauen Sie. Geklaut wurde nix. Sagen Sie mal, Sie sehen ziemlich jung aus für 'nen Kommissar. Sieht's bei euch schon so schlecht aus, personalmäßig?«

Sebastian seufzte und empfing einen mitleidsvollen Blick von Maja Wehrle. »Außer dem Schlüssel?«

»Nix. Die anderen Fächer sind ja leer, die leeren wir jeden Abend, falls jemand etwas vergisst. Verstehen Sie. Wir bringen das trotzdem zur Anzeige, wir als Stadtwerke. Das sind ja Serientäter. Die kommen immer wieder. Der Gast, dem der Schlüsselbund gehört, zieht sich gerade um, wollen Sie mit dem auch noch reden? Ein Herr Benz oder Bonz oder Bunz ... Banz ... Binz! Binz war's!«

Sebastian kratzte sich am Kinn. »Nein«, sagte er. »Nicht nötig.« Er wandte sich an Maja Wehrle. »Von welcher, äh ...?«

»Geschwister-Scholl-Schule. Draußen in Derendingen.«

»Danke.« Er spürte eine leichte Wärme an seinen Wangen. Er wandte sich zum Bademeister. »Wie gesagt, ich kann da ...«

»Schon klar, schon klar«, sagte dieser. »In fünfzehn Jahren haben Ihre Leute noch kein einziges Mal einen Diebstahl hier gelöst. Danke, Wiedersehn.« Er verschwand in seiner Kabine. Sebastian blieb etwas irritiert zurück. Maja Wehrle munterte ihn mit einem Lächeln etwas auf, dann musste sie zurück zu den Kindern, die bereits unruhig wurden.

»Technisch gesehen handelt es sich um keinen Diebstahl«, sagte Sebastian halb zu Maja Wehrle, halb zu der geschlossenen Tür der Bademeisterkabine.

Sein Handy klingelte.

»Anna? Alles eine Scheiß-Zeitverschwendung, ich ... ja, immer noch, bin hier gerade fertig, warum?« Sebastians Blick folgte Maja Wehrle, die gerade die letzten Kinder Richtung Umkleide manövrierte. »Heute Nacht?«

Es war der größte Hörsaal der Universität und der einzige, der eine Empore besaß. Gemeinsam mit dem Hausmeister wartete Sebastian auf das Eintreffen von Anna. Der Hörsaal der Physiker war fensterlos und nur schwach beleuchtet, es roch dezent nach scharfen Chemikalien. Sebastian saß auf einem der herabklappbaren Tische. Er hatte den Kopf in den Nacken gelegt.

»Irgendeine Ahnung, wie sie hier reingekommen sein könnte?«, fragte er.

Der Hausmeister schüttelte den Kopf. »Der Hörsaal ist abgeschlossen. Die ganze Nacht abgeschlossen.«

»Das Gebäude auch?«

»Von außen. Die Studenten können drinbleiben, so lange sie möchten. Neben den Türen sind Knöpfe, die das Schloss kurz öffnen. Damit sie rauskommen. Sie haben ja keine Ahnung, wie lange die manchmal hierbleiben, um zu lernen. Aber rein kommt nach acht niemand mehr.«

»Haben Sie Beschädigungen an den Türen bemerkt?«

»Überhaupt nix.«

»Also hat sie sich hier drin versteckt.« Sebastian strich sich einige Strähnen aus der Stirn.

»Wahrscheinlich.« Der Hausmeister war sehr hager und trug einen grauen Arbeitsmantel. Hinter seinem Ohr steckte ein Bleistift. »Oder jemand hat sie hereingelassen und dann hinter ihr wieder abgeschlossen.«

»Unwahrscheinlich«, murmelte Sebastian. Er schaute nach oben und betrachtete die Leiche. »Wie alt schätzen Sie sie?«

»Höchstens fünfundzwanzig«, antwortete der Hausmeister schulterzuckend. »Studentin natürlich.«

Sebastian nickte und ließ seinen Blick durch den Saal schweifen. »Sagen Sie mal«, fragte er dann, »haben Sie irgendwo einen Rucksack gefunden? Eine Tasche? Irgendwas?«

»Ihre Jacke.«

»Kann ich die mal sehen?«

»Liegt oben.«

Um auf die Empore zu gelangen, mussten sie den Hörsaal zunächst verlassen, ein Stockwerk nach oben gehen und den dortigen Eingang benutzen. Sebastian warf auf dem Weg nach oben einen Blick auf sein Handy. Anna verspätete sich.

»Es gibt keine Möglichkeit, innerhalb des Hörsaals auf die Empore zu gelangen?«

»Sie müssen immer außen herum. Damit lässt sich bei großen Veranstaltungen der Publikumsverkehr besser steuern.«

»Verstehe.«

Das Geländer der Hörsaaempore bestand aus Waschbeton, über dem eine etwa fünf Zentimeter dicke Stahlstange als Handlauf angebracht war. Dort war das Seil festgebunden. Sebastian wagte einen Blick über die Brüstung, wich aber zurück. Der Kopf der jungen Frau hing etwas zurück, sie schien direkt nach oben in sein Gesicht zu blicken. Die Augäpfel wirkten unnatürlich groß. Sie quollen aus den Höhlen und waren blutunterlaufen. Der Kopf schimmerte dunkelblau. Sebastian stieß die Luft etwas zu laut aus, der Hausmeister musterte ihn.

»Ich hatte noch nie einen Selbstmord.« Sebastian nahm auf der Hörsaalbank Platz. »Morde ja – aber da haben die Leichen besser ausgesehen.«

»Wir hatten mal einen Dozenten, der hat sich vom Mathematikergebäude geworfen, zwölfter Stock«, meinte der Hausmeister. »Sah schlimmer aus. Wir haben noch dreißig Meter entfernt Teile vom Gehirn aufgesammelt. Aufgeplatzt, verstehen Sie? Ist mit dem Kopf gegen 'ne Betonbank geknallt.«

Sebastian wusste darauf nichts zu entgegnen. Sie schwiegen beide eine Weile.

»Auf wen warten wir eigentlich?«, fragte der Hausmeister.

»Auf die Kollegen«, sagte Sebastian. »Finden Sie das nicht merkwürdig?«

»Was?«

»Eine Studentin, die sich umbringen will, das Ganze möglichst an einem spektakulären, öffentlichen Ort. Warum hier? Damit die ganze Universität es sieht? Passen Sie auf: Sie lässt sich hier einschließen, sie wartet wahrscheinlich stundenlang, bis sie Ruhe

hat, sie bindet die Schlaufe, sie befestigt das Seil ... sie muss sich außerordentlich gut vorbereitet haben. Wissen Sie, wie man ein Seil zum Selbstmord bindet?»

»Nein ...?«

»Sehen Sie. Sie muss sich tagelang vorbereitet haben. Auf was schätzen Sie ihr Gewicht?«

Der Hausmeister strich sich über sein Schläfenhaar und warf einen Blick über das Geländer. Er zuckte wieder mit den Schultern.

»Fünfzig Kilo?«

»Ich vermute, sogar noch weniger.«

»Was wollen Sie damit sagen?«

»Sie war zu leicht. Wir müssen davon ausgehen, dass sie sich ausführlich über das Erhängen informiert hat. Passen Sie auf! Also, wenn *ich* einen spektakulären Selbstmord planen würde, der auf jeden Fall klappen soll – dann würde ich es mir doch zweimal überlegen, ob ich mich erhänge, wenn ich unter fünfzig Kilo wiege. Verstehen Sie?«

»Sie meinen ...«

»Genau! Das Risiko, dass die ganze Sache katastrophal schiefgeht, weil das eigene Gewicht nicht ausreicht, ist doch viel zu groß. Außerdem ist Erhängen nicht gerade die Selbstmordvariante einer Studentin Anfang zwanzig ... Vielleicht Autoabgase. Pulsadern, Schlaftabletten. Aber Erhängen? Zu grob.«

Der Hausmeister massierte sich das Kinn. »Sie haben recht, ja ... Aber das sind immerhin fast sechs Meter, wenn Sie hier« – er lief zur Brüstung – »wenn Sie hier raufklettern und dann hinunterspringen – das ist ein weiterer Fall. Das könnte reichen, um das Genick zu brechen.«

»Ja«, murmelte Sebastian. »Aber schauen Sie mal.« Er warf wieder einen Blick nach unten. »Wie lang, denken Sie, ist das Seil von ihrem Hals bis zu der Stelle, an der es festgemacht ist?«

Der Hausmeister warf einen abschätzenden Blick über die Brüstung. »Sechzig Zentimeter?«

»Das ist höchstens einen halben Meter lang«, meinte Sebastian. »Sie *konnte* gar nicht vor dem Fall auf dem Geländer gestanden haben. Das Seil wäre zu kurz gewesen. Sie muss sich einfach über das Geländer geschoben haben.«

Der Hausmeister betrachtete das Seil kritisch. »Oder *jemand* hat sie über das Geländer geschoben.«

Sebastian schaute ihn nicht an. Seine Augen folgten dem regelmäßigen Noppenmuster auf dem Boden. »Nachdem sie schon tot war.«

Anna Kugler war eine Kollegin, die Sebastian gerne als Beamtin beschrieb, die die Vorschriften kannte. Sie kannte sie so gut, dass sie es seit Jahren vermied, Tätigkeiten zu verrichten, die *nicht* in irgendeinem Handbuch oder in irgendeiner Dienstvorschrift zu finden waren. Trotzdem war sie eine gute Polizistin. Ungeachtet des großen Altersunterschiedes waren sie und Sebastian in den letzten zwei Jahren fast so etwas wie Freunde geworden. Anna war seit dreißig Jahren glücklich verheiratet und hatte zwei erwachsene Töchter. Sebastian selbst war sich durchaus bewusst, dass sie sich langsam zu einer Mutterfigur für ihn entwickelt hatte. Dienstlich standen sie beide im Rang eines Oberkommissars.

»Selbstmord?«, fragte sie, nachdem sie mit einigen Kollegen den Hörsaal betreten hatte. Das unvermeidliche Blitzlichtgewitter der Spurensicherung setzte zeitgleich ein. Sebastian hob die Schultern. Anna war mittelgroß und für ihr Alter immer noch schlank. Sie wirkte auf irritierende Weise wie eine Sechzehnjährige im Körper einer viel älteren Frau. Ihr schon ergrautes Haar fiel ihr ins Gesicht, als sie sich über die Brüstung lehnte. Sie machte sich Notizen, versuchte abgeklärt zu wirken, musste sich aber mehrmals abwenden.

»Also«, sagte sie zu Sebastian, während sie ihren purpurnen Schal ablegte und gewissenhaft zusammenfaltete. »Holen wir sie runter. Haben Sie eine Leiter?«, fragte sie den Hausmeister. »Entschuldigung. Kugler. Anna Kugler.«

Sie gaben sich die Hand, dann verschwand der Hausmeister, um in den Katakomben des Gebäudes eine Leiter zu besorgen.

Sebastian nahm Anna beiseite. »Anna«, begann er und flüsterte, obwohl der Hausmeister bereits verschwunden war. »Was hältst du davon?«

»Glasklar. Ich hatte schon mindestens zehn von der Sorte. Klein, zierlich, ein Studienfach, das ein bisschen Prestige verspricht und

gleichzeitig hohe Anforderungen stellt. Medizin zum Beispiel. Jura eventuell. Nach drei Jahren irgendein Rückschlag. Dreimal durchs Staatsexamen gefallen. Prüfungsanspruch verloren. Depression. Dann wird ihnen klar, dass sie das Studium nicht mehr zu Ende führen können, die Angst vor der Schande kommt dazu, die Angst, vor den Eltern als Versager dazustehen. Meistens lastet ein ungeheurer Druck auf denen, vonseiten der Familie. Und dann: Zack. Selbstmord. Kommt in den letzten Jahren immer öfter vor. Du hättest meine Tochter sehen sollen, als sie im dritten Semester das Studienfach gewechselt hat. Da bricht eine Welt zusammen.«

Sebastian bemühte sich um einen insistierenden Ton. »Anna, es gibt keine Einbruchspuren. Weder in den Hörsaal noch ins Gebäude. Die ganze Nacht war abgeschlossen.«

»So? Dann hat sie sich hier versteckt, hier, hinter dem Schrank oder in irgendeiner Ecke. Mach dir nicht mehr Arbeit, als du ohnehin schon hast.« Sie stieß Sebastian freundschaftlich in die Seite.

»Und das Seil?«, fragte Sebastian. »Wie hat sie das Seil hier reingeschmuggelt? Wir haben keinen Rucksack gefunden, nur die Jacke. Denkst du, sie hätte keine Aufmerksamkeit erregt, wenn sie hier mit einem aufgewickelten Seil hereinspaziert wäre? Das wäre doch jemandem aufgefallen.«

Anna grübelte. »Nicht unbedingt«, murmelte sie. Aber Sebastian spürte, dass auch ihr Zweifel kamen. »Hm.« Sie runzelte die Stirn.

»Schau dir an, wie die Leiche aussieht«, sagte er. »Das Genick ist auf jeden Fall gebrochen. Sie wiegt aber höchstens fünfundvierzig Kilo.«

»Ja, aber das muss nichts heißen. Die Wucht reicht aus.«

»Schau dir an, wie lang das Seil ist. Und dann erkläre mir, wie sie es geschafft hat, über die Brüstung zu klettern. Warum hat sie das so unpraktisch angestellt? Warum nicht ein zwei Meter langes Seil, um einfacher hantieren zu können und tiefer zu fallen?«

Anna warf einen weiteren Blick hinunter. Sie stieß einen leisen Pfiff aus, dann wandte sie sich ab. Fast mütterlich legte sie eine Hand auf Sebastians Schulter.

»Also gut«, sagte sie. »Die Sache stinkt zumindest. Wenn deine Theorie stimmt, müsste die Obduktion Klarheit bringen. Eventuell

gibt es Spuren eines Kampfes oder einer Betäubung. Mal abwarten. Wer hat sie eigentlich gefunden? Der Hausmeister?«

»Nein«, entgegnete Sebastian. »Der Hausmeister hat heute Morgen die Türen aufgeschlossen, ohne in den Saal zu schauen. Macht er jeden Morgen so. Ein Student hat sie gefunden.«

»Ein Student?«

»Ja, Informatik.« Sebastian blätterte in seinen Notizen. »Lars Breuer.«

»Schon mit ihm gesprochen? Was wollte der hier?«

»Wir haben nur kurz ein paar Worte gewechselt. Er wartet draußen, auf meine Anweisung.«

»Das sagst du mir jetzt?«

»Er hatte sich hier mit ihr verabredet. Zum Lernen. Ich rede gleich noch einmal ausführlich mit ihm. Das Opfer heißt Katia. Katia Seligmann.«